ungleich, und in den tieferen, zum Theile sumpfigen Gegenden stellt die Vegetation, vorzüglich von Heliconien, Rapateen, Bromelien und scharfblättrigen, zum Theile baumartigen Gräsern, dem Vorwärtsschreiten fast unbesiegbare Hindernisse entgegen. Ueberdies sind hier kleine giftige Schlangen nicht selten, welche wir bisweilen in den Höhlen der Ananasstauden liegen fanden. Unser Führer vermied daher die niedrigsten Gründe, und je höher wir an den Hügeln hinanstiegen, desto reinlicher und lichter von Unterholze ward der Wald. Selten fanden wir an Abhängen oder im Bette der Bäche den Granit zu Tage ausgehen, gemeiniglich aber einen tiefen Grund von braunem schwarzen Thon, den häufige Ueberreste von Wurzeln durchziehen. Gras und Kräuter sind auf diesem Boden selten, aber um so majestätischer erheben sich die Stämme namenloser Baumgeschlechter, die sich in einer Höhe von hundert und fünfzig Schuhen zu einem dichten Laubgewölbe ausbreiten. Viele dieser riesenhaften Gewächse zeichnen sich auch noch besonders durch strahlige Ausbreitung des untersten Theiles ihrer Stämme aus, wodurch sie ihre ungeheuere Last in dem Boden mehr und mehr zu befestigen suchen. Diese Strahlen des Stammgrundes sind Verlängerung sowohl von dem Stamme abwärts, als von der Wurzel aufwärts, und nicht etwa, wie man versucht seyn dürfte, auf den ersten Blich anzunehmen, blos aus dem Boden hervorgetretene Wurzeln. Ihr Wachsthum beginnt dann, wenn der Baum eine bedeutende Höhe erreicht hat; sie sind mit Oberhaut und Rinde, wie der übrige oberirdische Stamm überzogen, aber immer verlängern sie sich nach unten in die eigentlichen Wurzeln, und es bilden sich nur so viele, als Hauptwurzeln vorhanden sind. Bisweilen erheben sie sich bis zu einer Höhe von zehn oder zwölf Fuss; der walzenrunde Stamm sitzt dann gleichsam auf einer tiefausgefurchten Pyramide auf, und die Fällung desselben wird sehr erschwert, weil das Beil eine wenigstens doppelt so grosse Fläche zu durchschneiden hat. Die Schenkel dieser sonderbaren Stammbildung, welche man in Brasilien *Cepo-apêba* (verdorben *Sapupema*), d. h. Plattwurzel nennt, werden vorzüglich statt der Bretter gebraucht, wozu sie sich, wegen der plattgedrückten Flächen, eignen. Unzählbar sind übrigens die Formen von gerade ausgespannten oder schlangenartig gewundenen Schlingpflanzen, von Ananas- und Aronstauden, von Farn-

kräutern und prachtvollen Orchideen, die an feuchten Orten die Hochstämme überziehen. Solche phantastische, oft trügerische Gestalten spannen die Einbildungskraft des Wanderers, und erregen nicht selten die Anwandlungen einer bangen Furcht, zu der ohnehin die schauervolle Stille dieser Wälder vorbereitet. Welche Wirkung aber der andauernde Einfluss dieser grausenvollen Einsamkeit auf das menschliche Gemüth äussere, beurkundeten unsere indianische Führer. Trippelnden, jedoch schnellen Schrittes gingen sie vor uns her, und schienen mit allen Sinnen in das Stillleben der Umgebung versunken. Jeder Windstoss, der die ruhigen Wipfel beweget, jeder Laut eines Thieres wird von dem Indianer vernommen, — nach allen Seiten wendet er die kleinen dunklen Augen, die weitabstehenden Ohren; — er erfasst gleichsam auf einmal alle Handlungen, die in diesem grossen Naturschauspiele, durch welches er hinwandelt, vorgehen, er setzt alle in Beziehung zu seinen Bedürfnissen; — hier lockt er mit täuschendem Rufe den Papagei aus den Zweigen herab, hier hat er im Nu das, durch die Zweige fliehende Eichhörnchen ausgekundschaftet, dort erhascht er eine Paca oder ein Coatí, die eben in ihre Höhlen schlüpfen wollten; mit Schnelligkeit sammelt er während des Gehens die Larven grosser Käfer, einen Leckerbissen, aus faulem Holze auf, oder bricht die jungen Stengel von Costus ab, um durch den auszusaugenden Saft dem Durste vorzubeugen. So macht er sich die ganze Umgebung für seine Zwecke dienstbar, und verfolgt mit sicherer Eile seinen Weg. Obgleich wir, um den sumpfigen Niederungen auszuweichen, meistens an den runden Hügeln herumgingen, so blieben doch unsere braunen Führer der eingeschlagenen Richtung nach S. S. W. immer treu, und steuerten zuversichtlich durch die ungeheuere Waldung. Nur nachdem wir Mittags an dem granitischen Ufer eines klaren Waldbaches geruhet hatten, und die Branntweinflasche öfter von ihnen in Anspruch genommen worden war, erhuben sie unter einander mancherlei Zweifel über die kürzeste Richtung, und sobald eine Art von Urtheil, statt des bis jetzt waltenden Instinctes, sie leiten sollte, verloren sie ihre Unbefangenheit und Sicherheit. Nachdem sie uns eine gute Weile fortgeführt, und, um den Rückweg nicht zu verfehlen, die Spitzen der Zweige, an welchen wir vorübergingen, abgebrochen hatten, blieben sie stehen, und verfielen in träumeri-

sches Hinbrüten, aus dem wir sie nur durch die Versicherung erwecken konnten, dass ihre Leitung ganz mit der Aussage unseres Compasses übereinstimme. So zeigten uns diese verwahrlosten Kinder des Waldes selbst in ihrem Elemente jene Schwäche des Verstandes und jenen Mangel an Selbstvertrauen, welche einen Hauptzug in dem Charakter des Indianers ausmachen. Inzwischen war der Abend hereingebrochen, es fing an langsam und immer stärker zu regnen, und auf einmal umgab uns die Nacht mit undurchdringlichem Schleier. In der Nähe eines kleinen Baches ward nun Halt gemacht, und in wenigen Minuten war ein schräg-aufsteigendes Lattenwerk errichtet, das wir mit den Wedeln einiger gefällten Palmen deckten, und durch eine dichte Lage von Farnkräutern zu unserer Schlafstätte einrichteten. Die Indianer bauten sich, Jeder einzeln, einen ähnlichen Zufluchtsort, oder suchten sich grosse Stücke von Baumrinden abzuziehen, womit sie sich bedeckten. Wir waren zwar hinreichend mit Mundvorrath, und auch mit Kaffe versehen, aber ein Kochgeschirre war vergessen worden. Die Erfindungskraft unserer Führer wusste auch dafür Rath; ein junges, noch ungetheiltes Blatt (*Patioba*) der Patipalme (*Cocos botryophora, M. t.* 83. 84.) von etwa vier Fuss Länge, ward kahnförmig unter einem Stocke festgebunden, und, mit Wasser gefüllt, dem Feuer ausgesetzt. Zu unserer Verwunderung erreichte das Wasser den Siedepunct, ohne Berstung dieses vegetabilischen Topfes, und wir entbehrten bei unserem idyllischen Abendmahle selbst den erregenden Trank Arabiens nicht. Die Wachtfeuer, welche wir vorzüglich zum Schutze gegen wilde Thiere anzündeten, drohten, bei der Nässe des Brennmaterials, alle Augenblicke zu erlöschen, und da unser Blätterdach dem Regen nicht mehr widerstand, brachten wir den grössten Theil der Nacht wachend zu. Die Eindrücke einer solchen Einsamkeit bereichern das Gemüth des europäischen Wanderers mit früher unbekannten Gefühlen. In besonderer Schönheit und Glanz erschienen die Leuchtkäfer (*Elater phosphoreus* und *noctilucus*, *Fabr.*), welche von Zeit zu Zeit, besonders wenn es aufgehört hatte zu regnen, in grosser Menge um uns schwärmten. Diese Thiere können das phosphorichte Licht, welches von beiden gelblichen Puncten ihres Thorax ausstrahlet, erhöhen und schwächen; bald ist es flammend und röthlich, bald bleich wie Mondschein. Sie behalten

es an die Nadel gespiesst noch fünf bis acht Tage bis zu ihrem Tode. Bei der Eröffnung der gelben Puncte überzeugte sich Dr. Spix, dass die Phosphorescenz von einem kleinen Säckchen, in dem Thorax, ausgehe, welches mit einer, dem zerflossenen Phosphor ähnlichen, talgartigen Masse angefüllt sey, und über welches sich Aeste der Tracheen ausbreiten. Es ist ihm wahrscheinlich, dass die Thiere mittelst der Tracheen, gleichsam durch Zuströmen der Luft, dieses Feuer beliebig anfachen und schwächen können. Dass das Organ der Phosphorescenz nicht mit den Geschlechtstheilen zusammenhänge, schien aus seiner Untersuchung überzeugend hervorzugehen. Eine andere Erscheinung in den Wäldern, die hier von Neuem unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, war das durchdringende Schnarren einer grossen Cicade (*Tettigonia tibicen, Fabr.*), welches sich dem Tone einer Nürnberger Kindertrompete vergleichen lässt. Es entsteht nicht durch das Reiben der Flügel, sondern durch die, von starken Muskelbündeln vermittelte Zusammenziehung und Erweiterung des eigenthümlichen Trommelapparats dieser Thiere am Unterleibe. Mit Aufgang der Sonne bemerkten wir, dass sich ein dichter Nebel in der Waldung gelagert hatte, und jetzt empfanden wir auch am lebhaftesten die Einwirkung der, aus den faulenden Pflanzenstoffen entwickelten, Dünste auf unsere Geruchsnerven. Diese mephitische Effluvien sind von einem ganz eigenthümlichen Geruche, und brachten nur zu schnell eine üble Wirkung auf unseren, solcher Einflüsse ungewohnten Reisegefährten, Hrn. Schlüter, und auf unsern weissen Diener hervor, der vor kurzer Zeit aus Portugal angekommen war. Sie fühlten sich von einem heftigen Schauder ergriffen, und bekamen ein Tertianfieber, welches sie während der ganzen Reise nicht mehr verliess. Ueberhaupt sind solche fieberhafte Zufälle in diesem Striche der Wälder an der Küste sehr häufig, nehmen jedoch keinen so bösartigen Charakter an, wie die Fieber im Innern des Landes. Nass und ermüdet setzten wir die Reise, durch einen eben so dichten und unwirthlichen Wald, über Berge, Bäche und umgestürzte vermoderte Bäume, bis gegen Mittag fort, wo endlich die Indianer einige Waldwege erkannten, welche jedoch uns selbst unkenntlich geblieben wären, da sie sich vielmehr durch Verstümmelung der benachbarten Bäume und Gesträuche, als durch Entblössung des Bodens von niedrigen Pflanzen auszeichneten. Jetzt gelang-

ten wir endlich auf eine breitausgehauene, zum Theile ziemlich reine Strasse, und erfuhren, dass dies die sogenannte *Estrada de Minas* oder *do Rio Pardo* sey, welche vor wenigen Jahren von *Ilheos* aus bis an jene Grenzstation von Minas Geraës geführt worden sey, gegenwärtig aber nicht mehr benützt werde. Die Absicht bei diesem Unternehmen, welches vorzüglich von dem Hrn. Marschall Felisberto Caldeira, und zwar mit einem Aufwande von fünfzehntausend Crusados aus seinem eigenen Vermögen, ausgeführt wurde, war hauptsächlich, die Küstengegenden von *Ilheos*, welche gar keine Viehzucht besitzen, an dem Ueberflusse der Sertoês von *Barra da Vareda*, *Valo*, *Ressaque* u. s. f., östlich von dem *Arrayal do Rio Pardo*, Theil nehmen zu lassen, und einen Weg für die Producte des Innern an die Küste zu erhalten, welcher kürzer und den Unbequemlichkeiten der Dürre, des Wassermangels und der Hungersnoth weniger unterworfen wäre. Das höchst beschwerliche Werk ward von einem Verwandten des genannten Patrioten, S. Felisberto Gomes da Silva, einem sehr würdigen Officiere, ausgeführt, den wir in Bahia kennen zu lernen das Vergnügen hatten, und dessen Tod von meuchelmörderischer Hand während der politischen Unruhen jener Stadt i. J. 1822 wir mit seinen zahlreichen Freunden beklagen müssen. Man hieb den Wald überall wenigstens in der Breite von zwanzig Fuss aus, und räumte Stämme und Gesträuch aus dem Wege, baute Brücken, trocknete Gräben aus: Arbeiten von der grössten Gefahr und Mühseligkeit. Um den Verkehr auf der neuen Strasse, welche grösstentheils durch vorher unbekannte, von den *Camacans*-Indianern bewohnte Wälder führt, zu beleben, legte man Plantagen von Mais und Mandiocca an; man that Alles, um das Werk gemeinnützig zu machen; allein grosse Hindernisse haben die wohlmeinenden Absichten des patriotischen Unternehmers vereitelt. Die Nahrung an Gras ist in diesen Urwäldern so spärlich, dass das Vieh oft ganz entkräftet die Küste erreichte; hier fehlte es an schicklichen Gelegenheiten, um nach Bahia zu kommen; die Mannschaft litt öfter von Fiebern oder von den Nachstellungen ungezähmter Indianer. Alle diese Verhältnisse haben die Sertanejos bestimmt, für ihre Ochsenheerden (*Boiadas*) und Pferdeheerden (*Cavallarias*) die zwar längeren, und häufig von grosser Dürre heimgesuchten, aber bereits ge-

wohnten Wege über *Conquista* oder lângs dem *Rio Gavião* einzuschlagen. Wie sehr diese Strasse binnen wenigen Jahren verwildert war, hatte S. D. Maximilian von Neuwied erfahren, als derselbe sie bis an die Grenze von Minas Geraës verfolgte *). Auf einem Wege von wenigen Stunden hatten wir Gelegenheit, uns von den schnellen Fortschritten zu überzeugen, mit welchen hier die Vegetation das Werk des Menschen verspottet, und einen Vorschmack von den Mühseligkeiten erhalten, die jener fürstliche Reisende auf diesem Wege zu erdulden hatte.

Das Oertchen, welches den Namen *Villa de S. Pedro de Alcantara*, zu Ehren des jetzigen Beherrschers von Brasilien, trägt, und früher *As Ferradas* genannt wurde, besteht aus sechs bis acht elenden Lehmhütten, einer kleinen Kirche von ähnlicher Bauart, und einigen offenen Schoppen, in denen wir, bei unserer Ankunft, drei Familien der *Guerens*, welche von *Almada* hierher waren übersiedelt worden, und einige Individuen, besonders Weiber und Kinder, vom Stamme der *Camacans* vorfanden. Die letzteren bilden gegenwärtig den Hauptstock der Bevölkerung, und zählen etwa sechzig bis siebzig Köpfe; eine eben so grosse Anzahl war an einem bösartigen Fieber gestorben, oder hatte sich bald nach der Anlegung der Ortschaft wieder zerstreut. Wir trafen gegenwärtig auch jenen Rest nicht vollständig, da die meisten Männer bereits seit acht Tagen auf einem Streifzuge gegen die Grenze von Minas abwesend waren, woher sie Rohre zu Pfeilen, und eine Pflanze, um die Spitzen derselben zu vergiften, abholen wollten. Alle diese Indianer waren hier durch die Bemühungen eines ehrwürdigen Geistlichen von dem Kapuzinerkloster zu Bahia, Frey Ludovico Liorne (von Livorno) versámmelt, und, so wie in den ersten Lehren der Kirche, im Ackerbaue unterrichtet worden. Wenn irgend Jemand es vermag, diese unstäten und rohen Söhne des Waldes zu sanfteren Gefühlen umzubilden, und für die Stimme der Religion empfänglich zu machen, so musste es dieser würdige Greis seyn. Ruhe und Heiterkeit sprechen aus den edlen

*) S. Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817, von Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied. II. 4to. S. 123. ff.

Gesichtszügen des Mannes, dessen Haar und Bart unter dem verdienstlichen Amte eines Seelenhirten erblichen ist, und seine würdevolle Haltung erhebt ihn, als ein Wesen höherer Art, über die scheuen Wilden, welche durch das Vertrauen zu ihm für die ersten Funken religiöser Gefühle empfänglich werden. Wenn solche Mittel zur Humanisirung ihre Zwecke nicht erreichen, dann darf man wohl überhaupt an der Möglichkeit verzweifeln, diese gefallenen Kinder America's zur wahren Menschheit zu erheben. Und dennoch, wie geringfügig mussten uns die Fortschritte der *Camacans* in der Cultur erscheinen, wenn uns der würdige Missionär ein Bild von ihrem Leben und Thun vor Augen stellte! Noch vor wenigen Wochen hatte ein Weib, im Zorne der Eifersucht, ihr eigenes Kind umgebracht, eine Andere hatte die Ueberreste ihres vor wenigen Monaten verstorbenen, sehr geliebten Kindes wieder ausgegraben, die Gebeine abgeschabt, dann mit den fleischigen Theilen gekocht, die Brühe getrunken, und jene darauf, reinlich in Palmenblättern eingewickelt, von neuem begraben. Welche grausigen Excesse der Gefühle, die fast über die Grenze der Menschheit hinausfallen!*)

Die Nation der *Camacans* (von den Portugiesen bisweilen *Camacaês* geschrieben und auch mit dem Namen der *Mongoioz*, *Mongoyós* oder *Monxocós* bezeichnet) wohnet zwischen dem *Rio de Contas* und dem *Rio Pardo*. Ihre Gesammtzahl wird auf zweitausend Köpfe geschätzt, lässt sich aber nicht mit Bestimmtheit angeben, da sie in einzelnen Hütten oder kleinen Dörfern (*Rancharias*) durch die Wälder zerstreut wohnen, und zum Theil ihre Wohnsitze verändern. Hier nannte man uns die Wälder am *Rio Gravatá* in Minas Novas als die vorzugsweise von ihnen bewohnte Gegend, wo sich sechs Aldeas derselben befinden sollten. Allerdings waren sie uns in Minas Novas unter den Völkerschaften genannt

*) Steht die letzterwähnte Weise dem Schmerz nachzuhängen in Beziehung mit der Sitte irgend eines andern Volkes? — Von den Persern finde ich einer Sitte, des *Akcheh*, erwähnt, die darin besteht, dass nach der Geburt eines Kindes ein Schaf geschlachtet und Fleischbrühe daraus gemacht wird; diese geniessen Freunde, Verwandte und die Armen, aber weder Frau noch Mann, welcher die Knochen sorgfältig sammelt, und an einem sauberen Orte an fliessendem Wasser eingräbt. Morier, zweite Reise in Persien. S. 116 der deutschen Uebers.

worden, welche die Wüsten an der östlichen Grenze und im Innern von Porto Seguro bewohnen sollten; doch rechnete man sie dort unter die minder ausgebreiteten Stämme, und es ist mir wahrscheinlicher, dass gegenwärtig die grösste Zahl derselben zwischen den Quellen des *Rio da Cachoeira* und dem *Rio Grugunhy*, einem Confluenten des *Rio de Contas* gelagert ist. Ein Theil wohnt, weiter gegen Westen, in der Nähe des *Arrayal de Conquista* an der *Serra do Mundo novo*. S. D. dem Prinzen Maximilian von Neuwied, der sie dort und auf dem Wege durch die Urwälder von *Ilheos*, sowie einen versprengten Theil derselben, den man die *Meniäns* zu nennen pflegt, bei der *Villa de Belmonte*, beobachtet hat, verdanken wir schätzbare Nachrichten über ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten, welche mit den Erfahrungen übereinstimmen, die wir zu *S. Pedro de Alcantara* über sie zu machen Gelegenheit hatten. Die von uns daselbst gesehenen *Camacans* erschienen uns als ein derber und gesunder Menschenschlag, breitbrüstig, fleischig, von dunkler bräunlichrother oder Kupferfarbe. Das grösste Individuum unter ihnen mass fünf Fuss sechs Zoll paris. Maas. Ihre Gesichtszüge hatten nichts vor denen der übrigen Indianer Ausgezeichnetes, wenn nicht vielleicht die Stirne minder reclinirt und höher war, als bei den, unstreitig mehr verkrüppelten, *Cariris* und *Sabujás*. Das Haupthaar trugen sie unbeschnitten und von ausserordentlicher Länge wild herabhängend. Barthaare waren nur an einigen Männern sichtbar. In ihren Bewegungen hatten sie alle jene eigenthümliche Gewandtheit und Rundung, die den americanischen Urbewohnern eigenthümlich ist. Die Männer gingen ganz nackt, oder hatten kurze Hosen von Baumwollenzeug angethan, womit sie der Missionär versah. Im erstern Falle bemerkten wir, dass sie über einen gewissen Theil des Körpers die *Tacanhoba*, eine Tute von einem Palmblatte (*Patioba*), trugen, und es war auffallend, dass sie niemals unterliessen, diese Hülle sorgfältig zu befestigen, oder zu erneuern, wenn sie vor dem Missionär erschienen. Sie hielten sich dann vollständig bekleidet, und glaubten den Anstand auf keine Weise zu verletzen. Die Weiber waren in Röcke von bunten Baumwollenzeugen gekleidet, und übernahmen willig allerlei Arbeiten und Dienstleistungen in dem Haushalte ihres christlichen Lehrers, dem sie mit grosser Ehrfurcht zugethan schie-

nen. Sie verstehen aus Baumwollen- und Palmenschnüren saubere Beutel, Jagdtaschen und kurze viereckichte Schürzen, welche sie lieber als die europäische Kleidung um die Lenden tragen, zu verfertigen, und färben das Material mit den Saamen des Urucú (*Bixa Orellana*, *L.*) roth, mit den Früchten des Genipapo (*Genipa americana*, *L.*) schwarz, und mit dem Gelbholze (*Broussonetia tinctoria*, *Kunth.*) gelb. Auch Töpferwaaren verstehen sie zu verfertigen. Die Waffen der *Camacans* sind Bogen und Pfeile; letztere sollen sie nur im Krieg mit dem Extracte eines Schlingstrauches vergiften. Die Bogen sind von dem braunen Holze eines grossen Hülsenbaumes (der *Paraüna*) gemacht, sieben bis acht Fuss lang, und auf der vordern Seite mit einer Längsrinne versehen; die Pfeile von vier Fuss Länge, sind, wie dies bei den meisten Indianerstämmen der Fall ist, nach ihrer Bestimmung für grosse und kleine Jagd, oder für den Krieg, mit einfachen Spitzen oder mit vielartig gebildeten Wiederhacken versehen. Für die Jagd der kleinsten Vögel bedienen sie sich wohl auch eines Pfeiles mit fünf oder sechs quirlförmig auseinander tretenden Spitzen. Eine fein polirte zugespitzte Stange von röthlichem Holze wird bisweilen dem Anführer im Kriege, gleichsam als Commandostab, verliehen. Seit dem Jahre 1806, wo es dem Obersten Joâo Gonsalvez da Costa gelang, sie zu pacificiren*), betrachtet man diese Indianer als Freunde der Portugiesen, und die tödtliche Feindschaft, welche zwischen ihnen und den menschenfressenden Stämmen dieser Gegenden, den *Patachos* (*Cutachos*) und *Botocudos* Statt findet, nähert sie den ersteren, obgleich sie an Misstrauen und Scheue allen andern Indianern ähnlich sind. Wir fanden bei diesem Stamme keine Gewohnheit, wodurch sie sich auffallend von ihren Nachbarn unterscheiden, mit Ausnahme ihrer Weise zu schlafen. Sie gebrauchen nämlich keine Hängmatten, sondern ein Gerüste von Latten, welches sie mit getrockneten Blättern und Thierfellen bedecken. Dieser Gebrauch scheint mir anzudeuten, dass die *Camacans* ursprünglich nicht in Waldungen, sondern in Fluren gelebt haben, denn man findet ihn auch in andern Gegenden Brasiliens, wie z. B. in den Provinzen Pernambuco und Pará bei den sogenannten *Indios camponezes*. Er ist

*) S. Maximilian von Neuwied Reise. II. S. 237 ff.

in dem kältern Klima dieser Landstriche begründet, sowie andererseits der Gebrauch der Hängmatten in der Feuchtheit der Wälder. Die männlichen *Camacans* erreichen die Pubertät im fünfzehnten oder sechzehnten Jahre, pflegen aber erst später ein Weib zu nehmen, welches sie mit der strengsten Eifersucht bewachen, und bei Verletzung der ehelichen Treue grausam bestrafen. Mehrere Bewerber um eine Braut entscheiden bisweilen ihren Streit durch die Probe, wer einen Holzblock von acht bis neun Arrobas Gewicht im Laufe am weitesten tragen kann; eine Sitte, welche sie mit den *Cajapós* gemein haben, die überhaupt manches Uebereinstimmende zu besitzen scheinen. Die Weiber, deren Periodicität ganz wie bei andern erscheint, gebähren leicht, und zwar pflegen sie sich statt eines Geburtsstuhles, in den Sand am Ufer des Flusses einzugraben, und nach Beendigung des Geschäftes unmittelbar wieder an ihre häuslichen Arbeiten zu gehen. Sie säugen ihre Kinder bis in das dritte und vierte Jahr. Die Leichen von Kindern begraben diese Indianer an jeden Ort ohne Unterschied, die der Erwachsenen aber im Walde, wie man uns erzählte, bisweilen in sitzender Stellung. Das Grab wird hoch mit Palmblättern bedeckt, und darauf von Zeit zu Zeit frisches Fleisch gelegt. Sobald dieses von irgend einem Thiere gefressen wird, oder durch einen andern Zufall verschwindet, so glauben sie, es sey dem Verstorbenen willkommen gewesen, und hüten sich lange Zeit, von demjenigen Thiere zu essen, welches es lieferte*). Diese, in einer grossen Ausdehnung bei den meisten Indianerstämmen vorfindliche, Sitte mag beurkunden, dass sie eine, wenn auch noch so undeutliche, Vorstellung von der Unsterblichkeit der

*) Die Begriffe dieser verwahrlosten Menschen von der Unsterblichkeit müssen sehr undeutlich seyn, wenn wir nach den Aeusserungen eines Indianers schliessen wollen, welcher seine Frau verloren hatte, und von dem Missionär deshalb getröstet wurde. Eine Trennung der Seele vom Leibe konnte er nicht denken; auf die Frage: wo seine Frau jetzt sey, antwortete er: in der Kirche, wo sie begraben lag; dahin verlangte er, ihr Schweinefleisch oder irgend ein anderes Gerichte zu bringen, bis er das ihr angenehmste gewählt habe. Er setzte hinzu, dass den Verstorbenen vorzüglich Schlangenfleisch willkommen sey, und deshalb ginge man den Schlangen mit einer frommen Scheue aus dem Wege. Es durfte uns bei dieser tiefen Stufe geistiger Entwickelung nicht wundern, dass der fromme Geistliche schon zufrieden war, wenn er seine Pfleglinge veranlassen konnte, die Kirche zu besuchen, wo die Weiber auf dem Boden liegend, die Männer stehend, wie Bildsäulen, kaum nothdürftig in die Formen des Cultus einzugehen vermochten.